

Pol Guasch

Auf den Händen brennt das Paradies

Pol Guasch
Auf den Händen
brennt das Paradies
Roman

Aus dem Katalanischen
von Kirsten Brandt

Unkorrigierte Leseprobe

Erscheint voraussichtlich am 5. August 2026

ca. 22,- €; 22,70 € (A)

ca. 192 Seiten

ISBN 978-3-8353-5902-4

Liebe Kolleginnen und Kollegen in den Medien,
bitte beachten Sie die Sperrfrist für Rezensionen:

5. 8. 2026

Falls Sie vor der Frist über das Buch berichten möchten, bitten wir
Sie, mit uns unter presse@wallstein-verlag.de Kontakt aufzunehmen



WALLSTEIN VERLAG

Auf der Handfläche dargeboten, liegt das Paradies – fass es
nicht an, es brennt!

Marina Zwetajewa

Jedes Leben beginnt vor der Geburt: Da ist eine Mutter, die vor dem Schlafengehen unentschlossen die Namensliste studiert, oder ein Vater, der sich das verborgene Gesicht des noch nicht existierenden Kindes vorstellt. Da ist die uralte, in Stille verblühende Sehnsucht oder der frenetische Rhythmus der Reue, der sich im Herzen festsetzt. Da ist der teuer erkaufte Frieden nach langem Schweigen oder ein dunkles Zimmer, das bewohnt werden will. Da ist die Hoffnung, die ein für alle Mal die unerträgliche Einsamkeit beenden soll, oder die Angst vor einer neuen Anwesenheit, die mit ihrer Ankunft alles durcheinanderbringen wird. Was auch immer es ist: Jedes Leben beginnt vor der Geburt.

Nur zu gerne würde ich das auch von meinem Leben glauben, aber ich bin mir sicher, dass mein winziger Körper, verborgen in einem dunklen Winkel im Bauch meiner Mutter, keinerlei Empfindung weckte. Es brauchte ein ganzes Leben, vierundzwanzig flüchtige Jahre, die vorbeirasteten wie ein Komet, bis ich das aussprechen konnte, ohne dass es wehtat. Ich frage mich, wie lange ich krank war, ohne es zu wissen, und wieso das Leben ruhig dahinströmt, wenn man die Traurigkeit vergisst. Auch davon handelt meine Geschichte: von der Zeit. Von der Zeit, die nicht wiederkehrt, weil die Zeit niemals wiederkehrt. Und von der Angst; denn wenn du dich eines Tages vor einer Sache fürchtest, fürchtest du dich am Tag darauf vor allem. Und ganz gewiss

dient meine Geschichte dazu, dir Folgendes zu erklären: Wenn irgendwann einmal jemand zu dir kommt und dir rät, nicht zu schnell groß zu werden, weil Kraft und Schönheit zu schnell dahin sind, wenn also jemand zu dir kommt und dir das sagt, dann solltest du wissen, dass er recht hat.

Es ist Nacht. Die Menschen, die ich geliebt habe, schlafen. Außer vielleicht Rita, die am Fenster ihrer Stadtwohnung lehnt, um sich davon zu überzeugen, dass kein Lärm das Gleichgewicht der Welt stört. Von dort oben sieht sie unbekannte Menschen. Einer kommt nach einem zu langen Tag nach Hause, und bevor er die Tür aufschließt, schaut er zum Himmel auf, als würde er sich etwas wünschen. Die Schwärze macht ihn ein wenig benommen. Ein anderer bemerkt das Licht in Ritas Zimmer; für eine Sekunde kreuzen sich ihre Blicke, und sie mustern einander erstaunt. Damit will ich sagen, dass wir existieren, damit die anderen sich an uns erinnern: Vielleicht – wahrscheinlich – denkt Rita an mich, an das, was wir getan haben, während sie in dieser finsternen Nacht aus dem Fenster sieht.

Lítón war mein Name. Vierundzwanzig Jahre mein Alter. Unbehandeltes Kiefernsperrholz das Material meines Sargs. Das Wetter: höllische Hitze. Die Landschaft verbrannt. Der Rest der Geschichte ist sehr lang, weil Geschichten immer lang sind, selbst wenn ein Leben ohne Siege und ohne Niederlagen verlaufen ist wie das meine, wenn es nichts weiter war als ein Stück Raum und viele aufeinanderfolgende Stunden. Jetzt versuche ich, mich von der Zeit zu lösen, beschreibe die wenigen Säulen, auf denen diese Geschichte ruht, als hätte nicht

ich sie errichtet. Es wird kein Reich kommen, das nicht von dieser Welt ist. Das Vergessen ist ein Teil deines Körpers, den du noch nicht benutzt hast. Wahrscheinlich denke ich deshalb, dass es noch zu früh ist, von denen, die ich geliebt habe, als Erinnerung zu sprechen. Trotzdem stelle ich mir immer wieder vor, was wohl die Lebenden von mir sagen werden; die Menschen, die mich geliebt haben; die Menschen, die nicht wussten, wer ich war, die nichts von mir wussten, nur einen Schatten erahnten, der im Dorf ein und aus ging, den Schatten eines Kindes, das gerade erst zum Mann geworden war, der mit der Landschaft verschmolz wie das Echo einer Stimme, die in der Unendlichkeit des Tals verhallt, in einem Dorf, das alle Dorf nannten und sonst nichts: Es ist leicht, einen Ort zu vergessen, der keinen Namen hat.

Ich war nicht aus dem Dorf. Ich kam aus der Stadt. Der Stadt drei Täler weiter. Ins Dorf kam ich, weil meine Eltern sich dort ein Haus kauften. So machten das die Städter, die genug Geld hatten, um ein Haus zu kaufen, sie sagten »das Dorf, das Dorf!«, als wollten sie sagen »weckt mich aus dem Alptraum des Vergessens!« Aber es hatte schon lange nicht mehr geregnet, seit Jahren nicht mehr, und die rissige Erde war durstiger als hundert Hunde, die die ganze Nacht hindurch gebellt haben. Wo kein Wasser ist, ist nichts. Ich fuhr am Wochenende hin. Das war nach meinem Dienst und vor den Bränden. Am Bahnhof stieg ich aus dem Zug, stieg im Zickzack den Berg hinauf, bis am Horizont die ersten Dächer und die grauen Berge erschienen, die sie krönten. Warme Luft strich pfeifend durch die Straßen. Die Sonne zeigte mir den Weg. Wo es kein Wasser gibt, kommt irgendwann das Feuer, aber

daran denkt keiner. Ich hätte mir gerne vorgestellt, dass es kein Dorf in einem von der Zeit vergessenen Winkel war: Gerade versuche ich, mir eine Mondsichel am Himmel vorzustellen, nur um mir einzureden, dass noch ein wenig Licht darauf fällt.

Rita lebte in der Siedlung. Die Siedlung bestand aus einer Handvoll Häusern auf dem Gipfel des Berges, weiße Häuser, die die Mine grau gefärbt hatte und die mit der Erde verwachsen waren wie Urgestein. Hoch über der Landschaft zogen sie sich am steilen Hang empor. Dort lebten die Bergarbeiter mit ihren Familien. Alte Menschen, müde Menschen. Alte Frauen, die in einer Reihe im Schatten vor ihrer Haustür saßen oder am Waschplatz stundenlang schwatzten, über die Siedlung, die Jugend und das Leben, das oft zu lange dauert. Von dort oben aus betrachtet, leuchtete das Dorf unten im Tal wie eine Fata Morgana. Aus der räumlichen und zeitlichen Entfernung sehen die Dinge schön aus, aber sie sind es nicht, und die Bewohner der Siedlung sagten »das Dorf, das Dorf!«, als wollten sie sagen »gebt mir meinen Teil der Geschichte zurück!«

Ich lernte Rita kennen, als ihre Geschichte schon unwiderruflich mit diesem verfluchten Fleck Erde verwohen war. Der Schmerz der Einsamkeit ist ein ganz eigener Schmerz; das verstand ich, als ich sie kennenlernte, vor allem, weil ich bei ihrem Anblick entdeckte, dass ihr wilder Schmerz auch der meine war. Wir wurden Freunde. Das heißt, dass es uns für eine Weile gelang, unsere Traurigkeit unter Begeisterung zu verstecken. Wenn du traurig bist und einfach nur verschwinden willst, willst nicht du sterben, sondern dein früheres Ich. Jetzt, wo wir

einander hatten, wollten wir plötzlich ein bisschen weniger verschwinden: Wir redeten uns ein, das sei es, was Freundschaft verheißt.

Beim Aufstehen erinnert man sich weder an seine schönsten Träume noch an seine schlimmsten Alpträume, nur ganz genau daran, wie dein Körper sich nachts unruhig herumwälzte. So ging es mir mit Rita, wenn wir zusammen waren, wie im schlimmsten Alptraum oder im schönsten aller Träume. Natürlich schleppte sie ihre Geschichten mit sich herum und ich die meinen, und wir redeten uns ein, wir könnten so tun, als gäbe es sie nicht. Ob uns das tatsächlich gelang, weiß ich nicht, aber wir haben es versucht. Und manchmal ist der Versuch fast so gut wie der Erfolg. Glaub mir. Das Wort Siedlung fiel zwischen uns ebenso wenig wie das Wort Vater, das Wort Kindheit und das Wort Zukunft. Wir hatten vereinbart, diese Wörter nicht zu benutzen. Und wir benutzten sie nicht.

Der Dienst war vorher. Vor dem Dorf und bevor ich Rita kennenlernte. Und natürlich vor den Bränden. Fast könnte ich sagen: vor allem anderen. Denn die Liebe zieht eine Linie vor und hinter die Dinge, die unwichtig sind, also fast allem, was wir erleben. Eines Tages kommt die Liebe, und dann kannst du nur sagen: Das war davor, bevor alles geschah. Oder danach, nachdem alles geschah. Und alles, das ist die Liebe. Zwar sage ich mir, dass es Wahnsinn ist, vom Dienst und von der Liebe zu sprechen, als wären sie ein und dasselbe, aber alle Geschichten, auch diese hier, haben eine verborgene Kehrseite, und hinter jeder Ecke lauert das Unvorhergesehene auf dich. Außerdem kann man über die Liebe nicht viel

sagen, solange man mittendrin steckt, weil die Gefühle alles vernebeln, und nicht viel, wenn man sie verlassen hat, weil dann die Traurigkeit alles vernebelt. So sagt man letztendlich gar nichts über sie, und das ist vielleicht besser so. Ganz bestimmt ist es besser so. Und trotzdem hüte ich immer noch ihren Namen: René. Auch über die Brände zu reden, ist nicht einfach. Lass deine Sinne ebenso ziellos umherschweifen wie deine Gedanken, dann sehen deine Augen, ohne dass du hinsiehst. So ist das mit dem Feuer. Du suchst es nicht, es findet dich. Das Gedächtnis der Brände ist älter als das unsere, und es fällt uns schwer, zu akzeptieren, dass es Dinge gibt, die vor uns begannen und uns überdauern werden. Die Brände sind nicht deshalb zerstörerisch, weil sie alles vernichten, sondern weil sie nie genug vernichten. Wenn das Feuer kommt, wünscht man sich, es würde auch den Schmerz, die Erinnerungen und die Kindheit mitnehmen; man wünscht sich, das alles würde mit dem Feuer verschwinden, aber in Wirklichkeit verschwindet es nicht.

Niemand will auf halber Strecke stehen bleiben. Ich bekam Lust, Dinge zu tun, als ich erkannte, dass ich keine Zeit mehr hatte, sie zu tun. So sind wir. Es ist leichter, den Feind zu bekämpfen, wenn der Feind einen Namen hat, und ich musste ihn in mir aufnehmen, ohne ihn willkommen heißen zu können. Ich hätte gern das Schweigen gebrochen, wäre lieber nie begraben worden, hätte mir gewünscht, dass mein Körper die Verwüstungen zeigt, die die Zeit mit sich bringt und die sie bei mir verstecken wollten. Ich hätte mir einen offenen Sarg gewünscht und dass auf meiner Stirn geschrieben steht, dass ich am Schweigen gestorben bin, dass die Diagnose

Schweigen war, dass die Todesursache Schweigen war und dass mich hinterher das Schweigen erwartete. Oder dass jemand während der Trauerfeier aufstand und fragte, woran ich gestorben sei, mit wem ich ins Bett gegangen sei, wo ich mich nachts in der Stadt herumgetrieben hätte, wenn ich nichts mit mir anzufangen wusste und verzweifelt nach ein wenig Liebe suchte, wie die flackernden Lichter der Straßenlaternen in der Abenddämmerung. Jetzt liege ich hier und warte darauf, meinen Namen zu hören, warte darauf, dass irgendwann irgendjemand ausspricht, dass dieses Schauspiel stattgefunden hat, dass ich tatsächlich auf diese Weise gegangen bin.

Wenn du krank bist, fragst du dich ständig, was diese Krankheit zu bedeuten hat. Ob sie dich besser macht, ob es darum geht, so zu sein wie die anderen, ob du lernen musst, den Frieden der Orte in dich aufzunehmen, oder ob es dir irgendwann gelingen wird, dieses kleine Ding herunterzuschlucken, das dir in der Kehle sitzt, seit du weißt, dass es keine Heilung gibt. Aber ich hatte immer nur die Worte der anderen für das, was durch mich floss, so, als flössen nur Worte durch mich. Als wäre meine Krankheit die Worte der anderen. Ihre Geschichten.

Ich war mit den Geschichten aufgewachsen, die man mir erzählt hatte, als wären es meine. Aber das waren sie nicht. Und wenn man dir die Geschichten oft genug erzählt, glaubst du, du hättest sie erlebt, und dann bleibt dir ein ganzes Leben, vierundzwanzig Jahre, ein Leben, das vorbeirast wie ein Komet, um herauszufinden, was Wahrheit ist und was nicht. Meine Eltern, die voller Nostalgie von ihrer Jugend erzählten. Die Jungen beim Dienst, die die Welt da draußen vermissten, als hätten sie

sie jemals erlebt. Die alten Frauen aus der Siedlung, die eine Landschaft beschrieben, die es nicht gab, Tiere, die verschwunden waren. Die jungen Männer im Sanatorium, die bereuten, was sie nicht getan hatten, weil man immer das mehr bereut, was man nicht getan hat, als das, was man getan hat. Und meine Krankheit, eine Handvoll Wörter, die mich von innen heraus zerstörte.

Jetzt wünschte ich mir die Ordnung, die die Distanz verleiht. Ich wünschte, ich wäre oben, um ins Tal hinunterzublicken, oder unten im Tal, um festzustellen, dass der Himmel ununterbrochen kreist, dass sich die Wolken in einer sorgfältig einstudierten Choreografie bilden und wieder auflösen, dass die wenigen noch verbliebenen Tauben Abend für Abend ins selbe Nest zurückkehren und dass der Westen auch morgen noch Westen sein wird. Oder ich wäre oben und würde sehen, dass das Dorf unten im Tal nichts weiter als ein Rechteck ist, das sich über die Landkarte erstreckt, ein Rechteck, in dem bei Einbruch der Dunkelheit überall Lichter aufblitzen. Die Helligkeit, die vor Tagesanbruch hinter den Fenstern leuchtet, und die schwarzen Silhouetten, die sich hinter den Scheiben bewegen, Kaffee kochen, sich anziehen: leben. Die Pfade, die auf die Berge gezeichnet sind, und die Menschen, die sich auf ihnen bewegen. Die Erde, die nie ihre Farbe verändert, weil es nur eine Farbe gibt. Die Zäune, die die verdorrten Felder voneinander trennen, und die Tore, durch die man sie durchqueren kann. Der Schatten, den die Wolken auf die Erde werfen, und die unterschiedlichen Schatten, die dieselben Baumstämme, dieselben Häuser, dieselben Personen je nach Sonnen-

stand werfen. Die Dinge, die immer an der gleichen Stelle stehen und deren Schatten sich doch immer verändert.

Die Leute wollen, dass die Geschichten, die man erzählt, einer Ordnung folgen. Die Leute wissen nicht, dass geordnete Geschichten keine Geschichten, sondern Lügen sind. Deshalb glaube ich, dass die Leute in Wirklichkeit Lügen hören wollen. Eine Geschichte zu beenden, ist immer ein bisschen traurig, am liebsten würde man seine Geschichte immer weiter und weiter und weiter erzählen. Ich will nicht länger an den Teilen meines Lebens zweifeln, an die ich mich nicht erinnere. Ich will mir nicht länger vorstellen, was passiert wäre, wenn alles anders gelaufen wäre. Ich möchte glauben, dass ich die Dinge, die ich nicht gesagt habe, als ich sie hätte sagen sollen, jetzt sagen kann.

Mutter, sei nicht von falschem Stolz erfüllt, wenn du durch die Straßen gehst. Die Zeit läuft ab.

René, lass mich vergessen, wie die Sonne auf deiner Haut schimmerte. Lass mich dich vergessen.

Rita, meine Freundin, du hast Bienen im Bauch; eines Tages werden sie sich in Drachen verwandeln, die dich von innen heraus auffressen. Füttere sie.

Liebe und Brot

Ein gewaltiges Gewächshaus: ein metallenes, in der Sonne glänzendes Skelett. Der Rest ist Glas. Drinnen Grün, draußen Braun: rissige Erde, ausgedörrter Boden. Das Grün, das Beige und das Grau der Landstraße, die sich in Serpentin die festen Dünen hinauf- und hinabschlingelt bis zu dem fast vier Meter hohen stacheldrahtbewehrten Zaun. Unter der Sonne zwei Gestalten. Verlängerungen der festen Welt. Zwei kleine Flecke, die auf dem Asphalt vorwärtskriechen. Es könnten zwei Insekten sein, die auf einem Aal reiten, aber es sind Rita und Líton, die in der sengenden Sonne unterwegs sind. Sie sind mit Kappen und Trinkflaschen ausgerüstet, haben sich mit Sonnenmilch eingecremt und tragen Sonnenbrillen. Die Landschaft brennt. Die Hitze blendet. Vor ihnen liegen nur noch ein paar Kehren. Das wissen sie nicht, weil der karge Boden auf und ab geht und die engen Wegbiegungen ihnen den Blick auf den Horizont verstellen, aber nur noch ein paar wenige Kehren, und sie sind da.

Rahmt man das Bild von der Brust bis zum Kopf ein und lässt den Hintergrund verschwimmen, sieht man, dass beide lächeln. Außerdem schwitzen sie, und ihre Haut färbt sich beinahe unmerklich von der Sonne. Eine feine Röte, die sich über Nase und Stirn zieht. Sie lächeln, obwohl es dafür keinen Grund gibt: Ein heißer Wind weht, wirbelt die trockene Erde auf, und sie müssen geblendet die Augen schließen. Trotzdem wirken sie glücklich, voller Vorfreude. Sie wandern unter der Sonne dahin, und jeder Schritt bringt sie ihrem Ziel näher. Jetzt ist es nicht

mehr weit. Jetzt ist es nicht mehr weit, sagt Rita laut, ja, wir sind gleich da, bestätigt Lítón, und Rita ist überrascht, denn eigentlich wollte sie das nur in Gedanken sagen und hat es doch unwillentlich laut ausgesprochen. Sie sehen sich an und lächeln. Sie gehen weiter, und hinter der letzten Kehre zeigt sich ihnen der atemberaubende Anblick: Das Gewächshaus ist riesig. Wenn ich es in der Siedlung einem Bergarbeiter beschreiben müsste, der nicht einmal von der Existenz dieses Ortes weiß, denkt Rita, dann würde ich sagen, dass es einer Oase ähnlicher ist als alles, was er je gesehen hat. Sie betrachtet Lítón mit seiner Kappe, der Sonnenbrille und dem von der Sonnencreme weiß gefärbten Gesicht. Dann gleitet ihr Blick über Bauch und Beine bis zum Boden: die Leinenhose, die dicksohligen Schuhe, die staubbedeckte Haut. Zwei Gestalten in der Wüste, und am Horizont das Gewächshaus, das auf sie wartet.

Die Wachleute lassen sie ein. In Lítóns Hosentasche steckt zusammengefaltet die eigens für sie ausgestellte Akkreditierung, aber sie wollen sie gar nicht sehen. Sie haben uns erwartet, denkt Rita. Gleich hinter dem Stacheldraht beginnt das Grün. Und mit dem Grün der Lärm. Ein Summen. Wären die Lichtstrahlen, die durch die Glasscheiben fallen, Blitze, dann wäre dieses Geräusch der Donner: Dort wollen sie hin. Als hätten sie von ihrem Kommen gewusst, begrüßen sie sie mit Lärm. Das Summen kommt aus dem rechten Gebäudeflügel. Unterwegs hatten sie Zeit, sich zu beraten, wie sie vorgehen wollen, sie sind noch vor Sonnenaufgang aufgebrochen und wissen, dass sie nicht viel Zeit haben, wenn sie vor der Abenddämmerung wieder zurück sein wollen. Eine

Stunde, mehr haben sie nicht. Sie haben vereinbart, dass sie zuerst den rechten Flügel besichtigen wollen, weil der den Bienenkäfig beherbergt. Jetzt, wo Rita darüber nachdenkt, weiß sie nicht, ob sie es Käfig nennen soll oder Saal, Farm, Heimat, Zuflucht, Heiligtum oder Tempel.

Mit den Schultern bahnen sie sich einen Weg durch das Grün. Ihre feinen, glänzenden Haare sind von Schweiß und Sand bedeckt und von der Anstrengung ganz wirr. Sie passieren zwei Kontrollpunkte, zwei mit Vorhängeschlössern gesicherte Türen. Mit jeder Tür, die sie durchqueren, wird das Geräusch lauter. Ein heimliches Geräusch, das sie taub machen würde, würden sie es hören. Wieder lauschen sie, versuchen, es zu identifizieren. Schließlich erreichen sie den Saal, und das Geräusch macht sie tatsächlich taub. Durch die Mitte des Raums führt ein von dichtmaschigem Stoff wie einem Moskitonetz umschlossener Gang. Als sie im Tunnel sind, verstärkt sich der Lärm, vervielfältigt sich. Die Bienen bilden keine Wolke, sie bilden ein Bataillon; sie wirbeln umeinander, bewegen sich, als wüssten sie genau, woher sie kommen und wohin sie gehen. Manchmal schießt eine aus dem Gebilde aus Lärm heraus wie eine verirrte Kugel, kehrt zurück, vereint sich wieder mit dem Geräusch, verschmilzt mit der durch den Saal schwebenden Schwärze, den Rückständen eines Brandes. Als wäre sie mir direkt ins Herz geflogen, denkt Rita, als hätte sich die vom Wind verwehte Biene in einer meiner Herzkammern eingenistet. Sie würde gerne ihre Augen sehen, sich in ihrem Blick wiederentdecken: Ihre Zunge weigert sich, bestimmte Wörter auszusprechen. Bisher hatten sie Bienen nur auf Fotos oder als Präparate im städtischen Museum

für Naturgeschichte gesehen, wo Exemplare ausgestorbener Gattungen ausgestellt waren – zuerst musste man die große hölzerne Eingangstür durchqueren, hinter der die Stadt zurückblieb, als hätte das Gebäude einen verschluckt.

Sie durchquerten die große hölzerne Eingangstür, hinter der die Stadt zurückblieb, als hätte das Gebäude sie verschluckt. Das hier könnte eine Kirche sein, sagte Rita, im Museum angekommen, so schattig und kalt, wie es ist. Oder ein Sanatorium, entgegnete Lítón, es könnte auch ein Sanatorium sein, so still und kalt, wie es ist. Er hatte am Hauptbahnhof auf Rita gewartet, und gemeinsam hatten sie sich auf den Weg gemacht: In einigem Abstand voneinander, ohne sich zu berühren, mit der Scheu, die jeden guten Anfang begleitet, waren sie im Licht der Bogenlampen und der dazwischenliegenden Dunkelheit zum Museum für Naturgeschichte gegangen.

Im ersten Saal betrachteten sie die mit Nadeln auf Kork gespießten Bienen. Bienen aller Größen und Farben. Große Stahlstiche zeigten die Flügel in allen Einzelheiten, die mit ihrer Äderung an tote, trockene Blätter erinnerten, so dünn gepresst, dass sie fast durchsichtig waren. Die Bienen: funkelnde Edelsteine, die gesammelt hinter der Glasscheibe hingen, klassifiziert nach Herkunft, Rasse und Funktion. Rita fand es amüsant, dass es Bienenköniginnen und Arbeiterbienen gab, und während sie sie hinter der Scheibe musterte, um die Unterschiede zu erkennen, fragte sie sich, ob zuerst die Biene da gewesen war und dann der Mensch oder umgekehrt.

Lítón war am anderen Ende des Saales vor mehre-

ren geometrisch gemusterten Tafeln stehen geblieben. Es waren Bienenstöcke: runde Paneele, übersät mit vollkommen gleichmäßigen sechseckigen Löchern. Es waren Häuser. Städte. Welten aus Wachs, durchzogen von Labyrinth, in denen die Bienen lebten. Wie in der Mine, dachte er. Wie in der Siedlung. Wie in dem kleinen Dorf, in dem seine Eltern ein Haus gekauft hatten. Wie in der Stadt mit ihren Gebäuden, Wohnungen und Fenstern, die mit metallischen Augen in die Welt hinaussahen. Er konnte kaum glauben, dass so ein winziges Insekt eine so vollkommene Form hatte schaffen können. Während er mit Rita durch den von warmem, mattem Licht erfüllten Saal ging, konnte er kaum glauben, dass diese Tiere in der Lage waren, sich zu organisieren, in der ständigen Bewegung des Schwarms miteinander zu kommunizieren, kugelförmige Gebilde zu bauen, die von Bäumen herabhängen wie reife Früchte, bevor sie fallen. Rita, sagte er und zeigte auf einen der durchscheinenden gelblichen Bienenstöcke, sieh nur, und allein das Aussprechen ihres Namens berührte Lítón von Neuem.

Im nächsten Saal blinkten in allen Farben die in den Vitrinen ausgestellten Minerale, Edelsteine und Korallenstücke – rötliche Geweihe, die vor langer Zeit die Ozeane bevölkert hatten. In einem weiteren Saal waren ausgestopfte Fische mit weit aufgerissenen Müulern und verängstigten Augen ausgestellt. Unter jedem Exemplar war der Namen und der genaue Verlauf seiner Wanderung vermerkt. Es gab einen Saal mit großen und kleinen Schneckenhäusern, Muscheln, den Panzern von Schildkröten und anderen Landtieren und den Knochengerüsten von Wassertieren, Algen und Krebsen. Und einen

Saal mit Regalen voller Schaugläser, in deren Flüssigkeit Stücke schleimiger Materie schwammen, es gab Federn und Samen, Baumstämme, trockenes Moos, Nester und Fischschuppen und Fossilien mit den Abdrücken von Vögeln – fass sie mal an, reibe sie, sagte er zu Rita, fahr mit den Fingern über die in der Zeit eingefrorene Rinde.

Sie bewunderte lieber, als bewundert zu werden. Es war ihr erstes Wiedersehen nach der nächtlichen Party, bei der sie sich kennengelernt hatten, und der Museumsbesuch erlaubte ihnen, zu schweigen, ohne dass es unangenehm wurde. Líton dachte dran, wie an jenem Abend einige Blicke sie durchbohrt hatten, einige auf die Suche nach Antworten, andere einfach nur fragend. Er sah ihren Augen und ihren Händen an, dass sie lieber beobachtete, die Kontrolle über den Blick behielt und sich nicht fragen wollte, warum jemand ausgerechnet ihr seine Aufmerksamkeit schenkte. Unermüdlich ging er von einem Schaukasten zum nächsten, beugte sich darüber, und um die Erschöpfung der wochenlangen Löscharbeiten zu verbergen, lehnte er die Stirn ans Glas und starrte hinein, als erwartete er, dass eines der ausgestopften Tiere ihm antwortete. So verging der Nachmittag, bis das Licht drinnen mit dem Licht draußen verschmolz und sie beide mit dem Licht, dem Raum und der Welt, die in ihren Gedanken entstand. Sie konnten sie sehen, diese neue Welt, die sich langsam auf ihre Wünsche aufpfropfte.

Als sie das Museum verließen, überkam Líton ein Gefühl bitterer Enttäuschung. Rita wirkte ganz entspannt: Für einige Stunden hatte sie aufgehört zu existieren und sich in ein Universum versetzt gesehen, das in dem Maße entstand, in dem sie es kennenlernte. Líton hingegen

musste ständig an die Tiere denken, die sie nur deshalb so genau hatten betrachten können, weil sie tot waren. Wieder überkam ihn die Stille dieser Knochen, das Schweigen, mit dem sie sich hatten ansehen lassen, Beweise für eine vergangene Welt. Und mit der Dunkelheit, die einen im Museum an die Schatten, die Geräusche und die verborgenen Träume glauben ließ, war es das Gleiche: Sie war wie die Gutenachtgeschichte, die nur im matten Licht der Schlafzimmerlampe lebte.

Nachdem sie durch die Straße mit den Bogenlampen gegangen waren, die zum Bahnhof führte, schlug er Rita kurz vor dem Abschied vor, das Gewächshaus zu besuchen. Sie hatte noch nie von diesem Ort gehört. Rita merkte, wie nervös Lítón war: Mit zitternden Fingern rollte er sich eine Zigarette, leckte das Papier ab und zündete sie an. Sie fing nicht richtig Feuer. Ohne nachzudenken, sagte Rita ja. Sie sagte Ja zu allem, was unwiederholbar war. Und zu allem, was unfreiwillig geschah. Lítón zündete die Zigarette ein zweites Mal an, nahm zwei hastige Züge und sagte, es sei nicht einfach, hineinzukommen.

Zum Abschied umarmte Rita ihn. Damit hatte Lítón nicht gerechnet: Haare und Arme in wildem Durcheinander, die Körper eng umschlungen. Den ganzen Nachmittag über hatten sie kaum ein Wort gewechselt, abgesehen von ein paar Bemerkungen über die Partynacht, ohne dabei allzu sehr ins Detail zu gehen. Aber als er Ritas Arme an seinem Rücken spürte, beruhigte er sich, es fühlte sich gut an, wie ihr Kinn sich perfekt in seine Schlüsselbeinkuhle schmiegte, und er spürte, wie Rita die Umarmung nutzte, um ihm etwas in die Hosentasche zu

stecken. Während er wartete, dass Rita in den Zug stieg und davonfuhr, rauchte er seine Zigarette zu Ende. Er wurde den Gedanken nicht los, dass das, was sie gesehen hatten, vielleicht nur eine Lüge war, eine Erfindung, eine verzerrte Version der Tatsachen, wie Familiengeschichten, die sich verändern, je nachdem, welche Stimme sie erzählt. Er konnte sie nicht mehr sehen: Der Zug verschwand zu schnell, zurück ins Dorf, um dort die erschöpften Gestalten abzuladen, die in der Stadt arbeiten. Über ihm teilte sich der heitere Mond den nächtlichen Himmel mit den letzten Farben des Tages.

Vom Waggon aus sah Rita zu, wie Lítón davonging, immer kleiner wurde, während er das Informationsblatt des Museums entfaltete, das sie ihm in die Hosentasche gesteckt hatte. Sie hatte ihm ihre Telefonnummer von zu Hause aufgeschrieben, damit er nicht erst in die Siedlung hinaufkommen musste, um sie wiederzusehen. Wieder wurde Lítón kleiner und kleiner, so wie nach dem Fest, als er bei Sonnenaufgang zu den Bränden geeilt war, und während sie im Zug saß, dachte sie – und wünschte sich halb, Lítón könnte es hören – an die Geschichten, die sich hinter den Schaukästen verbargen, an all die unterschiedlichen Arten, auf die Welt zu lauschen. Und bevor sie sich in einem anderen Gedanken verlor, fragte sie sich noch, wie wohl das Zusammenleben mit jedem dieser ausgestopften Tiere gewesen wäre, wie sie sich angesehen hätten, Menschen wie sie, die einfach nur ohne allzu viel Aufhebens leben wollten. Wie sie sich geliebt hätten. Dann schweiften ihre Gedanken ab zu den Bränden, die wochenlang rund um das Dorf und die Siedlung gewütet hatten und nun in anderen Tälern wüteten. Und sie

dachte an Líton, der dort hatte bleiben müssen, bis der Befehl zur Ablösung gekommen war. Zuerst hatten sie die Feuer eingrenzen und unter Kontrolle bringen müssen. Danach war er zu ihr gekommen, hatte plötzlich vor ihrer Tür gestanden wie Lena viele Jahre zuvor im Dorf. Und während ihr auf ihrem Sitzplatz im Zug allmählich die Augen zufielen, galt ihr letzter Gedanke vor dem Einschlafen all dem, was in diesen Tagen verbrannt war, Hunderte von Häusern, viele Hektar dürrer Wald, mehrere Dörfer, Heuschrecken, Mäuse und Hasen, die in den Flammen schrien, und sie stellte sich vor, wie irgendwann in der Zukunft ein Museum gebaut würde wie das, das sie heute besucht hatten, und in dem man in einem Miniaturmodell die verloren gegangenen Häuser betrachten könnte, die Hauseingänge, die Plätze, die Straßen, die Laternen, die Kirchen und die Bänke. Und die Menschen, Bleifiguren, so klein, dass man sie kaum sah.

Noch nie zuvor haben sie lebende Bienen gesehen. Als sie jetzt im Gewächshaus stehen, denkt Líton, dass das Geräusch ihn an die Motoren der Lastwagen beim Dienst erinnert, auf deren Ladeflächen dichtgedrängt die jungen Männer saßen. Rita denkt, dass das Geräusch sie an die Motoren der Lastwagen erinnert, mit denen ihr Vater zur Mine fuhr und die immer noch von der Siedlung zu den Gängen unter den Bergen fahren, wo sie von der Schwärze verschluckt werden.

Líton sagt etwas zu ihr, aber sie kann nichts hören, sieht nur seine sich bewegenden Lippen und die ohrenbetäubende Wolke, die seine Worte schluckt. Den stum-

men Himmel. Gerade denken Ritas Augen, dass Lítón ihr gehört. Ein Moment lang haben die beiden vergessen, dass noch andere Menschen hier sind, dass die Wächter sie von mehreren Punkten des Gewächshauses aus beobachten. Es ist leicht, in diesem Summen die Welt auszublenzen, es ist, als lernten sie beide die gleiche Lektion: dass Stille nicht die Abwesenheit von Lärm bedeutet, sondern dass es darum geht, die exakte Stelle zu finden, an der Körper und Seele zur Ruhe kommen, so wie jetzt, und zu ahnen, ohne zu wissen.

Lítón steht vor Rita, Rita steht vor Lítón, die Bienen brausen wie ein Sturm, der das schöne Wetter vertreibt, wie ein drohend herannahender Wirbelsturm. Sie könnten tanzen, sich in Bewegung setzen, zu der Nacht zurückkehren, als sie sich kennenlernten, zu der Party. Es kommt ihnen vor, als läge sie schon lange zurück, denn tatsächlich liegt sie schon lange zurück, ob sie wollen oder nicht – so ist das manchmal mit der Zeit: die Vergangenheit wird zur Vergangenheit, weil sie zu Ende ist. Rita würde Lítón jetzt gerne sagen, was sie denkt, würde ihm gerne danken, zum Beispiel, oder ihm sagen, dass sie in seiner Gegenwart die Erinnerung an den Ort verdrängen kann, von dem sie kommt, dass manche Dinge geschehen, ohne dass man weiß, wie, und man manche Dinge fühlt, ohne dass man weiß, wie, und dass sie in seiner Nähe eine nie gekannte Ruhe fühlt, in der sie all die Situationen vergessen lässt, in denen sie ein Nein zu hören bekam, und all die Erwidierungen, die sie hinuntergeschluckt hat, und das Schweigen, das sie schon so lange in sich trägt. Und Lítón würde Rita gerne sagen, was er fühlt, würde ihr gerne sagen, was für ein Glück

er hat, zum Beispiel, oder dass ihm in ihrer Gegenwart weder die Sommerhitze etwas ausmacht noch der heiße Lufthauch oder die Zeit, die sich vor ihm erstreckt wie ein Fluch, er würde ihr gerne erklären, wie er hier ist und zugleich auch nicht hier ist, wie er es schafft, zu verschwinden, und wie er es nicht anders kann, und er würde ihr gerne sagen, dass es ihm gut geht, gerade jetzt, Rita, geht es mir gut.

Vielleicht ist es das Summen, vielleicht ist es die Schwärze der Wolke aus Bienen, vielleicht ist es die an der Haut klebende Feuchtigkeit und die Entdeckung eines unbekanntes Sinns, vielleicht ist es nichts von dem oder alles zugleich. Jedenfalls ist es hier im Gewächshaus, als stünden sie wieder im flackernden Licht der Party, Lítons Gesicht und Ritas Gesicht, und auf ihnen schwarze und weiße Flecken wie Schnipsel aus Nacht und Tag, Nacht und Tag, Anfang und Ende, wie ein Fotogramm blitzt Rita vor ihm auf und verschwindet wieder, mit abgehackten Bewegungen, wie von einem Blitz zerrissen, weit weg und dann wieder nah, und Lítons Gesicht vor ihr zeigt die ganze Wahrheit der stehengebliebenen Zeit wie in einem eisigen Hauch, weiße Funken, Seufzer, Müdigkeit und Schweiß, die Liebe, das plötzlich in Stücke zerfallene Leben, die stehengebliebene Zeit, alles blitzt im Scheinwerferlicht auf und verschwindet wieder. Und jetzt sagt ihnen der Wachmann, Schluss, sie müssten gehen, weil Bienen Besucher nicht gewohnt sind und niemand länger als fünf Minuten bleiben darf.

Die Musik verstummt.

Die Körper halten mitten in der Bewegung an.

Die Helligkeit ist wieder da.

Und das Summen.

Bevor sie hinausgehen, macht Rita noch ein Foto – Lítons Lächeln vor einem Hintergrund aus unscharfen Bienen – und gibt ihm die Kamera zurück. Dann verschwinden sie durch die Tür in einer Ecke des Gewächshauses hinter großen grünen Blättern und dicken Lianen, an den hier und da bunte Blüten leuchten.

Auf einer Trockensteinmauer setzen sie sich nebeneinander und essen die belegten Brote, die Rita morgens vor dem Aufbruch gemacht hat. Ihre Hände sind ölig, auf ihren Stirnen steht der Schweiß. Sie kauen, spülen die breiige Masse mit Wasser hinunter. Es ist, als wären sie müde von sich selbst und den Gedanken, die jeder von ihnen mit sich herumschleppt. Lítón dreht ein breites, zartes Blatt, das er im Gewächshaus von einem Baum abgerissen hat, hin und her und betrachtet Rita verstohlen. Sie hocken eng beieinander wie die Schildkröten, die sie in einem Teich gesehen haben und die so dicht aufeinander saßen, dass man sie kaum unterscheiden konnte, reglos, die Beine in der Sonne ausgestreckt.

Lítón denkt an die alten Frauen in der Siedlung, die reglos in einer Reihe vor ihren Türen in der Sonne sitzen: an die, die immer Angst hat vor dem, was kommt, und dem nachweint, was nicht mehr ist, an die, die lacht und gerne plaudert, und an die, die immer schimpft und flucht. Alle drei, denkt Lítón, erzählen erfundene Geschichten, als wären sie wahr, haben Gläser voller Blumensamen, die nicht mehr angehen werden, und decken jeden Mittag den Tisch wie für ein Festmahl.

Sie haben es eilig, weil Rita am nächsten Tag arbeiten

muss. Das Vergehen der Zeit fühlt sich an, als hätte sich eine Amnesie der Stunden bemächtigt: Kaum sind sie aufgestanden, müssen sie sich schon wieder auf den Rückweg machen. Andernfalls könnten sie auf halbem Wege irgendwo übernachten oder im Freien schlafen, und Rita würde Lítón die Sterne zeigen, die Konstellationen aufzählen und ihm erklären, wie sich der Name des Planeten schreibt, der heller strahlt als all die anderen leuchtenden Punkte am Firmament. Sie würden darüber sinnieren, wie jemand irgendwann einmal beschloss, diese Punkte am Himmel miteinander zu verbinden, ihnen Namen zu geben und zu behaupten, dass dort ein Bär oder ein Wagen, ein Schwan oder ein Zentaur schimmerte. Sie würden darüber reden, dass es zum Leben ein bisschen Fantasie braucht und dass die Geschichten wahr werden, wenn man sie nur oft genug erzählt. Aber anders als am Nachmittag im Museum ist Lítón jetzt entspannt, und Rita zuckt immer wieder nervös mit dem Knie. Sie will zurück. Ihr ist bewusst, dass sie zum Zug muss und vom Zug ins Dorf und vom Dorf in die Siedlung und von der Siedlung nach Hause.

Rita denkt an die alten Frauen, die sie seit Jahren meidet, wenn sie in der Siedlung aus dem Haus geht oder zurückkommt: an die, die immer Angst hatte vor dem, was kommt, und dem nachweinte, was nicht mehr ist, an die, die lachte und gerne plauderte, und an die, die immer schimpfte und fluchte. Alle drei, denkt Rita, saßen den lieben langen Nachmittag dicht vor dem Ventilator und spielten Karten, um Kichererbsen statt um Münzen.

Lítón fragt, ob sie sich auf den Weg machen wollen, und Rita steht auf und folgt ihm. Sie gehen die Land-

straße entlang, die sich durch die Dünen schlängelt, während das Gewächshaus hinter ihnen kleiner und kleiner wird, durchqueren Weizenfelder wie ausgedehnte Wüsten. Das Gewächshaus wird kleiner und auch die Vorstellung, dass die Welt groß und voller Dinge ist. Worüber man nicht reden kann, darüber soll man schweigen, sagt sich Rita, und dass das, was hinter den Glasscheiben des Gewächshauses liegt, in der Siedlung niemanden interessiert. Wie will sie zu Hause in Worte fassen, was sie gesehen haben?

Sie nutzt die Stille, um Líton nach der Nacht zu fragen, in der sie sich kennenlernten. Sie rupft eine Ähre aus, dann eine zweite. Eigentlich will sie wissen, was passiert ist, während sie mit Fèlix schlief, und zwar in allen Einzelheiten. Sie rupft eine weitere Ähre aus. Líton weicht der Frage aus, indem er sie zurückgibt, und während das Gewächshaus immer weiter hinter ihnen zurückbleibt, beschreibt sie ihm die ganze Nacht, Fèlix' Hände, die sie im Dunkeln berührten, Stiche in der Magenröhre, Herzrasen, der Durst am Morgen danach, die Grenzen des eigenen Körpers, sagt sie, und die Grenzen des anderen. Und so überwindet sie nach und nach die Distanz, bis Líton ihr schließlich alles beichtet, was er noch weiß, woran er sich noch erinnert von dem anderen, der sich ihm hingeeben hat, wie man sich dem Vergessen hingibt, von dem Brandgeruch beim Erwachen und den jungen Männern, die sich auf den Weg zu den Bränden machten. Dann erzählt er ihr vom Dienst, vom Vollmond über den Latrinen und einem anderen Jungen, dessen Namen er ihr nicht nennt. Ein namenloser Junge, der alles war, wie ein Trugbild. Ein namenloser Junge,

der Dienst und die heimliche Liebe, die sie füreinander empfanden. Ein namenloser Junge und die Nachmittage, wenn beide dienstfrei hatten und zusammen mit dem Motorrad mit Vollgas über die Straßen brausten, um die Erde hinter sich zu lassen. Rita lauscht gebannt. Gebannt von dem, was sie getan haben; die Geschichte, die er erzählt, weckt ihn ihr ein tiefes Verlangen, das zu fühlen, was Lítón ihr beichtet, auch wenn es fürchterlich klingt, schreckenerregend, auch wenn er es ihr erzählt, weil er es vermisst, weil er den Verlust nicht erträgt. Und so, wie er spricht, klingt es, als wisse er nicht, dass Worte nie genügen werden, um das zu erfassen, von dem er erzählt und das längst vergangen ist.

Rita und Lítón trotten die Landstraße entlang, Kilometer um Kilometer über den Asphalt, während sie zusehen, wie die Himmelskörper zwischen den Wolken den Platz tauschen, wie der Abend in die Nacht übergeht, sie wandern im Dämmerlicht, ein Bündel Ähren in den Händen, so goldgelb und leuchtend, wie der Tag es war, bis ihre Wege sich trennen und jeder wieder dorthin zurückkehrt, wo er hingehört. Der Himmel ist reglos wie sie.